

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 17

Artikel: Eynars Töchter [Fortsetzung]

Autor: Speck, Georg

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636867>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 17
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
25. April
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Frühling.

Von Hermann Hesse.

Es fahren leise junge Wolken durchs Blaue,
Kinder singen und Blumen lachen im Gras.
Meine müden Augen, wohin ich schaue,
Wollen vergessen, was ich in Büchern las.

Wahrlich, alles Schwere, das ich gelesen,
Schmilzt hinweg und war nur ein Winterwahn,
Meine Augen schauen erfrischt und genesen
Eine neue, erquellende Schöpfung an.

Aber was mir im eigenen Herzen geschrrieben
Von der Vergänglichkeit alles Schönen steht,
Ist von Frühling zu Frühling stehen geblieben,
Wird von keinem Winde mehr weggeweht.

Aus: „Trost der Nacht“.

Eynars Töchter.

Roman von Georg Sped.

17
XI.

Florentines Hochzeit.

Das war Mitte Juli. Auf Ende desselben Monates war Buttis Hochzeit angesezt. Dem Eifer und Antrieb des Bräutigams war es zu danken, daß der Termin wirklich eingehalten werden konnte. Kapri war für ein großes Fest. So ähnlich wie bei seiner eigenen Hochzeit sollte es sein, eine Beglückung der ganzen Stadt, mit Pauken und Trompeten, Glockengeläute und Böllerschüssen, wie er es liebte. Die ganze Stadt spitzte sich darauf, besonders die öffentlichen Armen. Lorenz fühlte sich allbereits als Hauptperson und versprach ihnen wunderbare Dinge. Dem jungen Butti war es gleich, wenn es nur war. Florentine hatte weniger Lust. Die Sache hatte ihr zu wenig Stil. Der alte Butti vollends wollte nichts davon wissen. Er war immer ein Gegner von Kapri und sprach in diesem Falle sogar von Klimbim. Kapri erwies sich jedoch als richtiger Festmeister, der mehr als ein Programm zur Verfügung hatte. Sein kleinstes fand sogar den Beifall von Len Butti, der sich als Freigeist gerierte. Man wollte den Trauakt in aller Stille abmachen, sozusagen in Halbzivil, inkognito. Das war gegenwärtig das vornehmste und gab keine Scherereien. Nachher fuhr man in zwei Wagen um den See herum; ähnlich wie bei der Herbstfahrt. Im Hotel Victoria stieg man ab, aß und trank etwas Gutes und fuhr wieder nach Hause; wenn es die Pferde erlaubten und Lust bei den Gästen war, schon in der Nacht mit den Wagen, sonst am frühen Morgen mit der Eisenbahn.

Hierbei sah sich Lorenz leider seiner geplanten Vor- mächtstellung bei den Sonnenbrüdern für diesen Tag ent- hoben. Dafür durfte er den einen Wagen kutschieren und alle Wichtigkeit betreiben, die drum und dran war. Auch des Doktors Grete wurde eingespannt. Es war denn auch zugegeben, daß Lorenz sich mächtig ins Zeug legte. Wagen und Pferde glänzten. Wenn es angegangen wäre, hätte er beides noch mit der übrigen Farbe angemalt. Er erntete allgemeines Lob, und man steuerte gemeinsam eine neue Ausstattung für ihn zusammen. Kapri nahm ihn scharf unter die Lupe. Aber es war nichts zu sagen. Sogar gewaschen hatte er sich, und unter dem stattlichen Zylinderhut, der von dem alten Butti stammte und durch Papierinlagen passend gemacht worden war, roch er wie ein Friseurgeschäft, weil er den ganzen Pomadenrest, den ihm Kapri überlassen, zur Verschönerung seines Kopfes angewandt hatte. Kapri nahm ihn also scharf unter die Lupe und war ganz in seinem Element, vielleicht weil er nun das hatte, was ihm fehlte: Bewegung, Feste, Sensationen. Die Litörfabrik hatte er geschlossen. Dann untersuchte er das Gefäß hinter dem Stalle, ob keine Flasche vorhanden sei, damit Lorenz nicht frühzeitig der Unmäßigkeit verfalle. Darauf untersuchte er Wagen und Pferde, ob alles klappe für die lange Fahrt. Zum Schlusse nahm er Lorenz vor, der bieder beiseite stand, schon vom frühen Morgen an gestiefelt und gespont. Er drehte ihn nach allen Seiten, verwunderte sich und meinte am Ende: „Lorenz, das haben Sie fein gemacht. Wie ein Rentner sieht er aus; ist er vielleicht auch und überlebt uns“

alle in Wohlleben und Reichtum.“ Und er gab ihm ein Goldstück, ohne Umstände, aus dem Handgelenk und mit jenem Gemisch von schneidender Schärfe und großer Liebenswürdigkeit, welches ein Hauptzug seines Wesens war und ihn im Volke tatsächlich beliebt mache.

„Herr Kapri“, stammelte er und suchte eine Träne zu heucheln.

Aber Kapri lief schon ins Haus hinein und rief im Abgehen halb mit Lachen und halb mit Ernst: „Halt den Mund, alter Spitzbube. Wer weiß, vielleicht bringt es mir Glück; man sagt wenigstens so.“

Im Flur stand Rosine an der Haustür, um auf die Butti zu warten, gesund und strahlend, in schwarzem Kleid und blütenweißer Schürze. Im Wohnzimmer stand auf dem Tisch ein riesiger Blumenstrauß. Kapri setzte hier seine Inspektion fort, nachdem er flüchtig seine Nase in die Blumen gesteckt. Er betrachtete im Spiegel aufmerksam sein Bild: Ein Gent, von den Lackshünen bis zu dem sorgfältigen Scheitel. Dann wandte er sich zu Leonore, die in heliotropfarbiger Seide mit blütenfrischem Gesicht und königlichen Schultern wie ein Bild Tizians aussah. Er betrachtete sie befriedigt, küßte sie flüchtig und wandte sich dem Hausherrn zu, welcher mit Frau Agnes am Fenster stand. Des Doktors Gesicht mit den klugen, brillanten und sanften Augen über roten Wäcklein strahlte wieder einmal vor Bezaglichkeit und herzerfreulicher Wärme. Seine schwarze Kleidung zeigte eine unaufdringliche, selbstverständliche Wohlwolligkeit und wurde gehoben durch eine alte goldene Verlode, welche feierlich über der mäßig gespannten weißen Weste baumelte. Kapri konstatierte zufrieden, mit einem Scherzwort, daß kein Brautvater würdiger aussehen könne. Frau Agnes stand schlank und aufrecht, in schwarzem Voile, mit kurzer Schleppe. Mit vornehm ruhigem Gesicht und in dem Schwarz deutlich hervortretendem weißem Scheitel sah sie wie eine Stiftsdame aus. Er küßte ihr ehrfürchtig die Hand. Am Tische machte sich Marianne mit Geschirr zu schaffen, in einem Fähnchen von blauem Mousseline-laine, einfach und hübsch, wie ein Band im Frühlingswind, ein junges Fräulein mit verständigem Gesicht und ein rechtes Heimchen am Herde. Er strich ihr im Vorübergehen wohlwollend über die kindlichen Schultern und fand sich zu seiner Frau zurück, bei der Florentine sich befand. Florentine!

Florentine! Kapri starrte sie eine Weile bewundernd an und verbeugte sich tief: „Eine Prinzessin, schlechthin, eine Prinzessin“, sagte er. Und in der Tat, man konnte sich nichts Vollkommeneres denken. Eine ganze Dame, in schwarzem, weichflüssigem Crêpe de Chine, mit raffinierter Einfachheit verarbeitet und in der vollkommensten Weise getragen, die man sich denken konnte. Rank und schlank, mit beherrschtem Gesicht, über ruhigen schönen Augen dunkle Brauen, hochgewölbt und stolz. Sie trug um den schlanken, bloßen Hals, kaum sichtbar, ein dünnes Kettlein von Gold. Das zarte Handgelenk beschwerte der dicke, mattgelbe Goldreif Buttis und an der schlanken Hand blitzte sein Brillant. Ein schönes, exquisites Wesen, reich geschmückt, doch ohne Überladung. Aber sonst ganz unbräutlich. Festlich, aber gelassen. Reusch, aber nicht kindlich. Mit einem herben, strengen Duft. Seltsam fremd und unwirlich, einzig und unberührt, wie die Königstochter in der Ballade.

„Hast du mich nun gesehen?“ sagte sie und verzog den dünnen, roten Mund.

„Es ist wohl der Mühe wert“, meinte er. „Doch möchte ich mit dieser Anerkennung deinen Stolz nicht vermehren. Es wäre zu viel.“

„Was sagst du zum Wetter?“ fragte sie mühsam.

„Oh“, rief er, ganz Festordner und maître de plaisir, „ausgezeichnet. Sieh hinaus: der schönste Sonnenschein, die blaueste Luft und bei alledem eine von mir garantierte Beständigkeit. Alles ist bereit.“

„Wie hast du denn jetzt die Leute placiert?“

„Es macht sich nun ausgezeichnet.“ Er erklärte: „Marianne versteift sich bis jetzt darauf, Solist zu sein, trotzdem ihr mehrfach der Syndikus vorgeschlagen und zugesagt war. Schade. Aber wir sind dadurch hübsch komplett. Im ersten Wagen fährst du als Hauptperson, ferner Marianne und die beiden Butti. Im zweiten finden dann die anderen Platz: der Doktor, die Mutter, Leonore und ich. Uns führt Lorenz, den ersten Wagen Buttis Knecht.“

Leonore warf ein: „Ich und Leo Butti unterschreiben die Trauakte.“

Dies schien Florentine eine Nebensache und etwas anderes wichtiger zu sein: „Also, Luz, ich wünsche und verlange, daß wir unauffällig zu Fuß nach dem Stadthause gehen. Bei der Ausfahrt besteigen wir bei der Gartentüre die Wagen, die über das Stadtgebiet hin geschlossen sein müssen.“

Luz verwunderte sich etwas, doch bestand sie entschieden auf ihren Wünschen und erklärte ihn haftpflichtig. Indessen schlug die Glöde an und gleich darauf traten die beiden Butti ein: der ältere schwarz, feierlich, ganz gewalttätige Pracht, ganz Bankrat und auf Einschüchterung gestellt, der jüngere in gutshendem Gehrock und schwarzgestreiften Hosen. „Sein Genie“, meinte Kapri spöttisch zu seiner Frau, „reicht nicht über Buchhaltung und Rechnen hinaus. Aber was will man machen. Vor seinen Hunderttausend liegt man auf den Knien.“

Friedrich Butti senkte etwas seine Nase, fuhr sich mit der Hand durch seine geölte Wollhaare und machte runde Augen, in deren Grau ein freudiges Irrlichtern anfing, da er Florentine betrachtete. Auch der ältere gab seinen Beifall zu erkennen. Und nachdem man sich begrüßt, ging man nach dem Stadthause.

Auf den Bänklein der Stadtarmen und Sonnenbrüder, vor dem klassischen Säulenportal am Ausgang der Arkaden, saß ein einziges verhügeltes Männchen, das interessiert den Zug verfolgte. Hier und dort blieben Leute auf der Straße stehen, grüßten achtungsvoll und sahen noch lange herum. Wahrscheinlich schauten andere auch hinter den geschlossenen Fensterläden hervor, durch eine Unvorsichtigkeit rasselte lärmend eine Jalousie herunter. Leo Butti ging unbekümmert mit der Miene und dem Schritte eines Feldherrn voraus, Kapri bildete ein geschmeidiges Schwänzlein. Bei dem Stadthause angelangt, schritt der Zug mit gemächlicher Feierlichkeit die Zyklopentreppen hinan und begab sich durch eines der großen Spitzbogentore, dessen Flügel weit geöffnet standen, in die Düsterkeit der gewölbten Halle. Hier war es kellerhaft und kühl trotz der hellen warmen Sonne draußen. Hinten links zeigte eine elektrische Lampe eine



Motiv bei Aarburg.

Tür mit weißem Emailtschild und der Aufschrift: Zivilstandsamt. Sie traten durch diese Tür aus der Dunkelheit ins Helle.

Durch die geöffneten Fenster sah man in einen besonnten alten Garten. Der Raum selbst schien ein Garten, da rings an den geweiteten Wänden und besonders in den Winkeln Blumen und Topfpflanzen aufgestellt waren. Vor einer mit rosarotem Samt ausgeschlagenen Brüstung stand eine Reihe von Rohrstühlen, auf welchen die Gäste Platz nahmen. Hinter der Brüstung erhob sich neben einem Tisch ein schwarzgekleideter Mann, ein bekannter Bürger und Tuchhändler der Stadt, welcher im Nebenamte die Funktionen der zivilen Eheschließungen ausführte. Er lächelte freundlich und weich, tuchhaft gewissermaßen, und machte sich nach einer Verbeugung daran, auf die Wichtigkeit des Aktes hinzuweisen, mit Anführung der betreffenden Paragraphen. Er fuhr sich dabei häufig durch den dichten, kurzen, grauen Bart, wobei man jeweils in der absoluten Stille ein kleines Knistern vernahm.

Die wenigsten der Anwesenden schienen aufzupassen. Durch das offene Fenster flog ein Buchfink herein, der sich in der Nische bei den Blumenstöcken zu schaffen machte.

„Ich frage Sie an“, sagte der Beamte, ohne daß seine Stimme die schlafige Stille des Raumes aufstörte, „ich frage Sie an, Florentine Eynar, ob Sie gewillt sind, mit dem hier anwesenden Friedrich Butti in den Stand der Ehe zu treten?“

Florentine gab keine Antwort und es entstand eine kleine Aufregung. Weiß Gott, woran sie dachte. Frau Agnes beugte sich zu ihr hin und rief ihr leise: „Flor! Flor, hörst du?“

Der Beamte lächelte nachsichtig und wiederholte: „Ich frage Sie an, Florentine Eynar, ob Sie gewillt sind, mit Friedrich Butti die Ehe einzugehen?“

Die Braut antwortete laut, entschieden und mit harten Rehllauten: „Ja“. Dabei hastete der Buchfink entsezt mit schwirrendem Flügelschlag zum Fenster hinaus.

Bei Friedrich Butti machte sich die Sache einfacher. Er passte gut auf und war ohne weiteres bereit. Hernach schrieben sich die Pflichtigen in das große Cheregister ein. Während die anderen schon draußen waren, nahm der ältere Butti den Cheschtein in Empfang, worauf er dem erfreuten Beamten ein Goldstück in die Hand drückte.

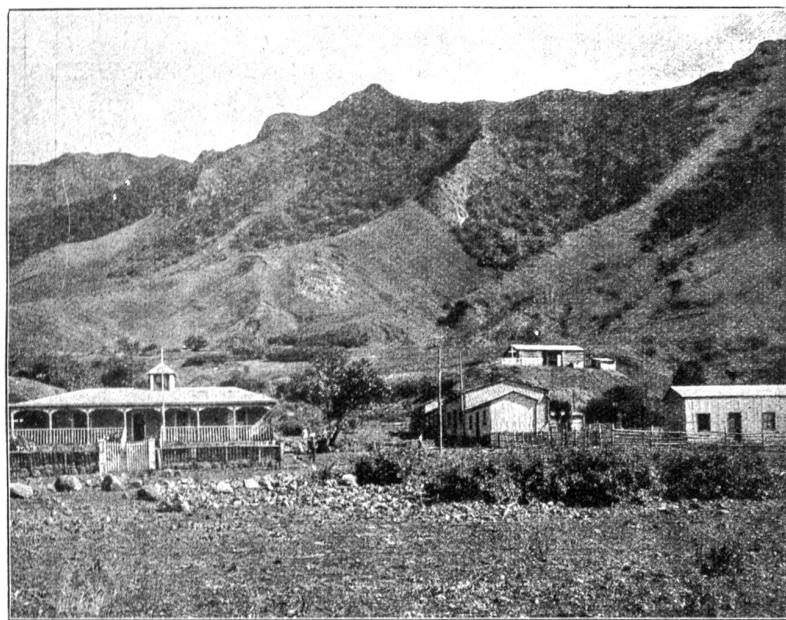
Draußen blieb Florentine plötzlich oben auf der Treppe stehen, indessen die anderen schon unten waren und verwundert zurückshauten. Darauf ging auch sie hinunter, bevor die Sache eigentlich bemerkbar und peinlich wurde.

„Vore“, sagte Kapri zu seiner Frau, „ein bedeutender und geistreicher Philosoph behauptet, daß das die beste Ehe sei, in welcher sich beide Teile ein Leben lang gut zu unterhalten vermögen. Weiß der Kudud, mir scheint fast, die beiden da vorn werden sich nicht gut unterhalten.“

Aber in diesem Augenblick fing Florentine an liebenswürdig zu werden und benahm sich hinsichtlich absolut untadelig.

Es ging in gemächlichem Zuge den gleichen Weg zurück. Bei den Bänklein hatte sich plötzlich eine Menge Volks eingefunden. Alle Stadtmänen, Tubäler und Sonnenbrüder schienen vorhanden, das Hutzelmännchen von vorhin voran. Sie entblößten die Häupter, soweit dieses möglich war und wünschten laut und gerührt Gottes Segen und alles Gute.

Kapri lachte und Leo Butti murkte verächtlich. Schließlich langte jeder eine Handvoll kleine Münze aus der Tasche,



Siedlung auf der Robinson-Insel (Juan Fernandez, westlich von Chile), wo der Schotte Alexander Selkirk, das Urbild von Defoes Robinson Crusoe, vier Jahre einsam zugebracht hat.

die dort bereit lagen, und warfen sie unter die Menge, worauf der Hochzeitszug weiter ging, Geschrei und Tumult der sich Balgenden hinter sich lassend.

Rosine hatte inzwischen den Tisch gerüstet. Auf weißem Porzellan schimmerten appetitlich und saftig rosarote Schinkenschnitten wie eine gedämpfte, milde Tierheit. In einem silbernen Korb lagen sauber geschnittene Scheiben weißen Brotes. Dazu wurden frische Spiegeleier und alter Bitterguss serviert. Trotzdem zeigte man wenig Appetit und brach bald auf, um durch den Garten nach den Wagen zu gehen. Diese waren wirklich geschlossen.

„Wieso?“ meinte Friedrich.

„Bei dieser Hitze könnte man offen fahren. Haben Sie das auf dem Gewissen, Kapri?“ fragte der alte Butti und erhielt die Auskunft, daß Florentine es so gewünscht und das Verdeck erst vor der Stadt heruntergelassen werden sollte.

„Das ist vernünftig“, lobte Butti plötzlich und half der Braut in den Wagen. Ihre stolze Erscheinung, ihre Röhre und der Mangel jeden Getues schien ihm gut zu gefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Daniel Defoe, der Verfasser des Robinson Crusoe.

Zum 200. Todestag, 26. April 1931.

Robinson Crusoe war entschieden die bedeutendste literarische Erscheinung aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Heute noch wird mit der gleichen Begeisterung die Geschichte des auf eine abgelegene Insel verschlagenen Robinsons gelesen, wie vor 200 Jahren. Das Buch brachte, was heute nicht mehr allgemein bekannt ist, eine völlige Umwälzung des Geschmacks auf dem Gebiete des Romans, war das erste Werk einer neuen Richtung, die den galanten, heroischen, pastoralen Hofroman ablöste. Robinson wurde in wenigen Jahren in fast alle Kultursprachen übersetzt. Defoe, ein Engländer, kam dem Zeitgeist entgegen, erzählte einfach, schlicht, anschaulich von dem Leben des von der

Zivilisation abgeschnittenen Robinsons. Sein Held stammte, im Gegensatz zu den übrigen Werken seiner Zeit, aus dem Bürgerstande. Schon das berührte sympathisch. Dann ist mit einer verblüffenden Glaubhaftigkeit erzählt. Die eingetreteten Betrachtungen sind psychologisch durchaus richtig. Der Stil ist poetisch. Diese Vorzüge konnten im Verein mit der spannenden Handlung den „Robinson zu jenem Hausbuch machen, wie es außer der Bibel keines gibt.

Den Verfasser dieses prächtigen Buches darf man schon näher kennen lernen. Wir haben bereits erwähnt, daß Daniel Defoe ein Engländer war. Er wurde Ende Dezember 1659 oder anfangs Januar 1660 in London geboren, war eine äußerst begabte, energische, arbeitsame Persönlichkeit, so recht der Typus des modernen Journalisten, der die kleinste Begebenheit interessant und passend zu gestalten weiß. Eigentlich soll er nur Joe oder Faux geheißen haben. Trotzdem er durchaus Demokrat war, konnte er es sich nicht versagen, seinen Namen mit dem Adelsprädikat „de“ zu schmücken. Eigentlich sollte er presbyterianischer Geistlicher werden. Das sagte dem jungen Brausekopf nicht zu. So wurde er Strumpfwarenfabrikant, bereiste Frankreich, Spanien, die Niederlande, machte aber bald mit der für damalige Begriffe riesigen Summe von

17,000 Pfund Sterling bankrott. Jetzt wurde er Teilhaber einer Ziegelei, dann war er Geheimagent der Regierung und wirkte als solcher für eine Vereinigung Schottlands mit England. Er gab eine der ersten englischen Zeitungen, den „Revico“, heraus, schrieb für diesen spannende Feuilletons über Fragen des Alltags, veröffentlichte politische, religiöse, lehrhafte Betrachtungen. Die „Essay upon Projects“ verdienen als allererstes nationalökonomisches Buch besondere Erwähnung. Er verlangte darin eine bessere Bildung für die Frauen, Versicherungen gegen Schiffbruch, Feuer, die Einführung von Sparkassen, die unterschiedliche Behandlung eines betrügerischen und eines anständigen Schuldners. Einmal schrieb er eine satirische Schrift „Der kürzeste Weg“ und empfahl darin mit bissigem Spott, die verfolgten Puritaner mit Galgen und Schwert auszurotten. Aber für Ironie hatte jene Zeit kein Verständnis und Defoe wurde eingesperrt für „so lange, als es dem König gefällt“. Im Gefängnis gründete er ein neues Zeitungsunternehmen.

Was veranlaßte Defoe, sein Buch „Robinson Crusoe“ zu schreiben? Nicht alles beruht auf freier Erfahrung. Im Jahre 1711 kam der schottische Matrose Alexander Selkirk (oder Seldraig, wie es in anderen Quellen heißt) wieder nach England zurück. Infolge eines Streites mit dem Kapitän hatte man ihn auf der Insel Juan Fernandez an der chilenischen Küste gelegen, 676 Kilometer vom Festlande entfernt, ausgesetzt, wo er von 1704–1709, im ganzen 4 Jahre und 4 Monate, ganz allein zubrachte, bis ihn ein englisches Schiff entdeckte und nach Hause mitnahm. Es wäre sehr interessant, näher auf die Erlebnisse dieses wirklichen Robinsons einzutreten, doch müssen wir uns mit ganz wenigen Angaben begnügen. Alexander Selkirk stammte aus Largo-Bay in Schottland, wurde als zankfüchtiger Jüngling aus der Kadettenschule ausgeschlossen, wurde trotzdem zweiter Steuermann auf einem Staatsdampfer. Mit Dampf begab er sich 1703 auf eine Reise um die Welt, weigerte sich eines Tages, den Befehlen eines schikanierenden Befehlshabers zu gehorchen, wurde auf der einsamen Insel Juan Fernandez ausgesetzt. Eine andere Version geht dahin, Selkirk habe sich freiwillig mit seinem Affen Marimonda, einer Ziege, Flinte, Pulver, Kleidern und einigen Werkzeugen aussetzen lassen, um den despötzischen Allüren seines Kapitäns Stradling zu entgehen. Uebrigens spielte auch da eine Frau eine Rolle, die hübsche Miss Ketty in Largo-Bay,